



Der Mensch in der Berufssarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Schliemann, Heinrich Heinrich Schliemann erzählt aus seiner Lehrlingszeit
und von seinen kaufmännischen Erfolgen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](#)

Heinrich Schliemann erzählt aus seiner Lehrlingszeit und von seinen kaufmännischen Erfolgen

Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mit Begeisterung von dem tragischen Untergange Herkulansums und Pompejis und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit hätte, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Oft auch erzählte er mir die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es, ohne eine Spur zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrers „Weltgeschichte für Kinder“ schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäischen Tore, dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: „Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.“ „Mein Sohn“, antwortete er, „das ist nur ein erfundenes Bild.“ Aber meine Frage, ob denn das alte Troja wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er. „Vater“, sagte ich darauf, „wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind gewiß nur unter dem Staub und Schutt der Jahrhunderte verborgen.“ Das bestritt er wohl, aber ich blieb bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben solle.

Im Alter von elf Jahren kam ich auf das Gymnasium von Neustrelitz, und zwar in die Tertia. Aber gerade zu jener Zeit traf unsere Familie ein sehr schweres Unglück, und da ich fürchtete, daß meines Vaters Mittel nicht ausreichen würden, um mich noch eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium und dann auf der Universität zu unterhalten, verließ ich es nach drei Monaten schon wieder, um in die Realschule der Stadt überzugehen. Im Frühjahr 1836, im Alter von vierzehn Jahren, schied ich aus der Anstalt, um in dem Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz als **Lehrling** in den kleinen Krämerladen von Ernst Ludwig Holtz einzutreten. Fünf und ein halbes Jahr bestand hier meine Tätigkeit im Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Öl, Talglichtern und dergleichen Dingen, im Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, im Ausfegen des Ladens und ähnlichem. Unser Geschäft war so unbedeutend, daß unser ganzer Absatz jährlich kaum 3000 Taler betrug; hielten wir es doch für ein ganz besonderes Glück, wenn wir einmal im Laufe eines Tages für zehn bis fünfzehn

Taler Materialwaren verkauften. Von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends war ich in dieser Weise beschäftigt, aber die Liebe zur Wissenschaft verlor ich trotzdem nicht, und so lange ich lebe, wird mir jener Abend unvergänglich bleiben, an dem ein betrunkener Müller die Sonne Homers in unsern Laden brachte. Er war der Sohn eines protestantischen Predigers in Röbel (Mecklenburg) und hatte seine Studien auf dem Gymnasium von Neu-Ruppин beinahe vollendet, als er wegen schlechten Betragens aus der Anstalt verwiesen wurde. Sein Vater übergab ihn dem Müller in Güstrow als Lehrling; hier blieb er zwei Jahre und wanderte danach als Müllergesell. Mit seinem Schicksal unzufrieden, hatte der junge Mann sich dem Trunke ergeben, dabei jedoch seinen Homer nicht vergessen; denn an jenem Abend rezitierte er uns nicht weniger als hundert Verse dieses Dichters und skandierte sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß seine Gnade mir das Glück gewähren möge, Griechisch lernen zu dürfen.

Durch Aufheben eines zu schweren Fasses zog ich mir eine innere Verletzung zu — ich warf Blut aus und war nicht mehr imstande, meine Arbeit zu verrichten. In meiner Verzweiflung ging ich zu Fuß nach Hamburg, wo es mir auch gelang, eine Anstellung mit einem jährlichen Gehalt von 180 Mark zu erhalten. Da ich aber wegen meines Blutspeisens und der heftigen Brustschmerzen keine schwere Arbeit tun konnte, fanden mich meine Prinzipale bald nutzlos, und so verlor ich jede Stellung wieder, wenn ich sie kaum acht Tage innegehabt hatte. Ich sah wohl ein, daß ich einen derartigen Dienst nicht mehr versehen konnte, und von der Not gezwungen, mir durch irgendwelche, wenn auch die niedrigste Arbeit, mein tägliches Brot zu verdienen, versuchte ich eine Stelle an Bord eines Schiffes zu erhalten; auf die Empfehlung des gutherzigen Schiffsmaklers J. F. Wendt hin, der mit meiner verstorbenen Mutter aufgewachsen war, glückte es mir, als Kajütjenjunge an Bord der kleinen Brigg „Dorothea“ angenommen zu werden; das Schiff war nach La Guyra in Venezuela bestimmt.

Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos wie gerade zu jener Zeit; mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können! Am 28. November 1841 verließen wir Hamburg mit gutem Winde, erlitten aber in der Nacht vom 11. bis zum 12. Dezember bei einem furchtbaren Sturme auf der Höhe der Insel Texel Schiffbruch. Nach zahllosen Gefahren und nachdem wir neun Stunden lang in einem sehr kleinen offenen Boote von der Wut des Windes und der Wellen umhergetrieben waren, wurde unsere ganze aus neun Personen

bestehende Mannschaft schließlich doch gerettet. Welche Küste es war, an die wir geworfen wurden, wußte ich nicht — wohl aber, daß wir uns in einem „fremden Lande“ befanden. Mir war, als flüsterte mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei und daß ich ihren Strom benutzen müsse. Als meine geringen Mittel gänzlich erschöpft waren, fingierte ich Krankheit und wurde in das Hospital zu Amsterdam aufgenommen. Aus dieser schrecklichen Lage aber befreite mich wieder der schon oben erwähnte freundliche Schiffsmakler aus Hamburg, dem ich von Texel aus geschrieben hatte. Ein günstiger Zufall hatte es gewollt, daß mein Brief ihm gerade überbracht wurde, als er mit einer Anzahl seiner Freunde bei einem festlichen Mahl saß. Der Bericht über mein neues Mißgeschick hatte die allgemeine Teilnahme erregt und eine sogleich veranstaltete Sammlung die Summe von 240 Gulden ergeben, die er mir nun übersandte. Zugleich empfahl er mich auch dem trefflichen preußischen Generalkonsul in Amsterdam, der mir bald in dem Kontor von F. C. Quien eine Anstellung verschaffte.

In meiner neuen Stellung war meine Beschäftigung, Wechsel stempeln zu lassen und sie in der Stadt einzukassieren, Briefe nach der Post zu tragen und von dort zu holen. Diese mechanische Tätigkeit war mir sehr angenehm, da sie mir Zeit ließ, an meine vernachlässigte Bildung zu denken.

Zunächst bemühte ich mich, mir eine leserliche Handschrift anzueignen, und in 20 Stunden, die ich bei dem berühmten Kalligraphen Magnée aus Brüssel nahm, glückte mir dies auch vollständig; darauf ging ich, um meine Stellung zu verbessern, eifrig an das Studium der modernen Sprachen. Mein Jahresgehalt betrug nur 800 Franken, wovon ich die Hälfte für meine Studien ausgab; mit der anderen Hälfte bestritt ich meinen Lebensunterhalt, und zwar kümmerlich genug. Meine Wohnung war eine elende unheizbare Dachstube, in der ich im Winter vor Kälte zitterte, im Sommer aber unter einer furchterlichen Hitze zu leiden hatte. Mein Frühstück bestand aus Roggenmehlbrei, das Mittagessen kostete mich nie mehr als 16 Pfennige. Aber nichts spornt mehr zum Studieren an als das Elend und die gewisse Aussicht, sich durch angestrengte Arbeit daraus befreien zu können. So warf ich mich denn mit besonderem Fleiße auf das Studium des Englischen, und hierbei ließ mich die Not eine Methode ausfindig machen, welche die Erlernung jeder Sprache bedeutend erleichtert. Diese einfache Methode besteht darin, daß man sehr viel laut liest, keine Übersetzungen macht, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über interessante Dinge niederschreibt und sie unter Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufsagt, was man am Tage vorher korrigiert hat. Mein Gedächtnis war, da ich es seit der Kindheit gar nicht geübt hatte, schwach, doch benutzte ich jeden Augenblick und stahl sogar

Zeit zum Lernen. Um mir sobald wie möglich eine gute Aussprache anzueignen, besuchte ich sonntags regelmäßig zweimal den englischen Gottesdienst und sprach beim Anhören der Predigt jedes Wort leise für mich nach. Bei allen meinen Botengängen trug ich, selbst wenn es regnete, ein Buch in der Hand, aus dem ich irgend etwas auswendig lernte; auf dem Postamte wartete ich nie, ohne zu lesen. So stärkte ich allmählich mein Gedächtnis und konnte schon nach drei Monaten meinen Lehrern, Mr. Taylor und Mr. Thompson, mit Leichtigkeit alle Tage in jeder Unterrichtsstunde zwanzig gedruckte Seiten englischer Prosa wörtlich hersagen, wenn ich sie vorher dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Auf diese Weise lernte ich den ganzen „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith und Walter Scotts Roman „Ivanhoe“ auswendig. Vor übergroßer Aufregung schlief ich nur wenig, und alle wachen Nachtstunden brachte ich damit zu, das am Abend Gelesene in Gedanken noch einmal zu wiederholen. Da das Gedächtnis bei Nacht viel konzentrierter ist als bei Tage, fand ich auch diese nächtlichen Wiederholungen von größtem Nutzen. So gelang es, mir in einem halben Jahre eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache anzueignen.

Dieselbe Methode wendete ich nachher beim Studium der französischen Sprache an, die ich in den folgenden sechs Monaten meisterte. Durch diese anhaltenden übermäßigen Studien stärkte sich mein Gedächtnis im Laufe eines Jahres dermaßen, daß mir die Erlernung des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugiesischen außerordentlich leicht wurde.

Hatte ich es nun dem vielen Lesen mit lauter Stimme zu danken oder dem wohlütigen Einfluß der feuchten Luft Hollands, ich weiß es nicht; genug, mein Brustleiden verlor sich schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Amsterdam und ist auch später nicht wieder gekommen.

Endlich, am 1. März 1844, glückte es mir, eine Stellung als Korrespondent und Buchhalter in dem Kontor der Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam zu erhalten; hier wurde ich zuerst mit einem Gehalte von 1200 Franken engagiert, aber als meine Prinzipale meinen Eifer sahen, gewährten sie mir noch eine jährliche Zulage von 800 Franken als weitere Aufmunterung. Diese Freigebigkeit, für welche ich ihnen stets dankbar bleiben werde, sollte dann in der Tat auch mein Glück begründen; denn da ich glaubte, durch die Kenntnis des Russischen mich noch nützlicher zu machen, fing ich an, auch diese Sprache zu studieren. Die einzigen russischen Bücher, die ich mir verschaffen konnte, waren eine alte Grammatik, ein Lexikon und eine schlechte Übersetzung eines französischen Romans. Trotz aller Bemühungen aber wollte es mir nicht gelingen, einen Lehrer des Russischen zu ermitteln; denn außer dem russischen Vizekonsul, der mir keinen Unterricht geben wollte, fand ich in Amsterdam niemand, der ein Wort von dieser Sprache verstanden hätte.

So fing ich denn mein neues Studium ohne Lehrer an und hatte auch in wenigen Tagen, mit Hilfe der Grammatik, mir schon die russischen Buchstaben und ihre Aussprache eingeprägt. Dann nahm ich meine alte Methode wieder auf, verfaßte kurze Aufsätze und Geschichten und lernte sie auswendig. Da ich niemand hatte, der meine Arbeiten verbesserte, waren sie ohne Zweifel herzlich schlecht; doch bemühte ich mich, meine Fehler durch praktische Übungen vermeiden zu lernen, indem ich die russische Roman-Übersetzung laut auswendig lernte.

Da die Zimmerdecken in den gewöhnlichen holländischen Häusern meist nur aus einfachen Brettern bestehen, so kann man oft im Erdgeschoß hören, was im dritten Stock gesprochen wird. Mein lautes Rezitieren wurde deshalb den andern Mieter bald lästig, sie beklagten sich beim Hauswirt, und so kam es, daß ich in der Zeit meiner russischen Studien zweimal die Wohnung wechseln mußte. Aber alle diese Unbequemlichkeiten vermochten nicht, meinen Eifer zu mindern, und nach sechs Wochen schon konnte ich meinen ersten russischen Brief an Wassili Plotnikow schreiben, den Londoner Agenten der großen Indigohändler Gebrüder M. P. N. Malutin in Moskau.

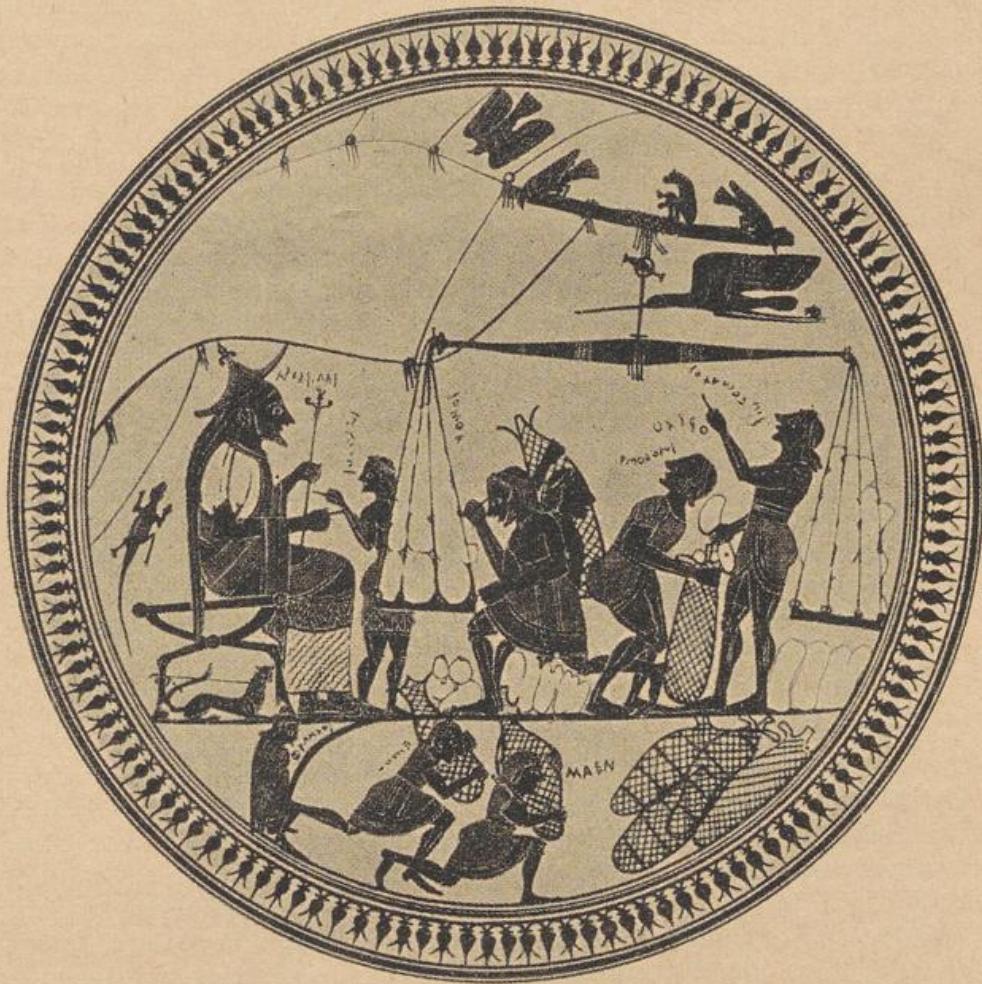
Im Januar 1846 schickten mich meine vortrefflichen Prinzipale als ihren Agenten nach St. Petersburg, und hier sowohl als auch in Moskau wurden schon in den ersten Monaten meine Bemühungen von einem Erfolg gekrönt, der die größten Hoffnungen meiner Chefs und meine eigenen noch weit übertraf. Schon im ersten Jahre meines Aufenthalts in Petersburg konnte ich mich in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen. Neben dieser meiner neuen Tätigkeit blieb ich in unveränderter Beziehung zu den Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam, deren Agentur ich fast elf Jahre lang behielt. Weil ich in Amsterdam eine gründliche Kenntnis vom Indigo erlangt hatte, beschränkte ich meinen Handel fast ausschließlich auf diesen Artikel. Da in der Zeit des Krimkrieges die russischen Häfen blockiert waren, mußten alle für Petersburg bestimmten Waren nach den preußischen Häfen von Königsberg und Memel verschifft und von dort zu Lande weiterbefördert werden. So waren denn auch mehrere hundert Kisten Indigo und eine große Partie anderer Waren von Amsterdam für meine Rechnung auf zwei Dampfern an meine Agenten, die Herren Meyer & Co., in Memel abgesandt worden, um von dort zu Lande nach Petersburg transportiert zu werden. Ich hatte den Indigoauktionen in Amsterdam beigewohnt und befand mich nun auf dem Wege nach Memel, um dort nach der Expedition meiner Waren zu sehen. Spät am Abend des 3. Oktober im Hôtel de Prusse in Königsberg angekommen, sah ich am Morgen bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster meines Schlafzimmers auf dem Turm des nahen „Grünen Tores“ folgende ominöse Inschrift in großen vergoldeten Lettern mir entgegenleuchten:

Wie der Mond die Gestalt, so wechselt das Glück seine Formen,
schwillt und schwindet und kennt Dauer und Stetigkeit nicht.

Ich war nicht abergläubisch, aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem nahen, unbekannten Mißgeschick, bemächtigte sich meiner. Als ich meine Reise mit der Post fortsetzte, vernahm ich auf der ersten Station hinter Tilsit zu meinem Entsetzen, daß die Stadt Memel am vorhergegangenen Tage von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeaßert worden sei, und vor der Stadt angekommen, sah ich die Nachricht in der traurigsten Weise bestätigt. Wie ein ungeheuerer Kirchhof, auf dem die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine wie große Grabsteine, wie finstere Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen sich erhoben, lag die Stadt vor unsren Blicken. Halb verzweifelt suchte ich zwischen den rauchenden Trümmerhaufen nach Herrn Meyer. Endlich gelang es mir, ihn aufzufinden — aber auf meine Frage, ob meine Güter gerettet wären, wies er statt aller Antwort auf seine noch glimmenden Speicher und sagte: „Dort liegen sie begraben.“ Der Schlag war sehr hart: durch die angestrengte Arbeit von acht und einem halben Jahre hatte ich mir in Petersburg ein Vermögen von 150 000 Talern erworben — und nun sollte dies ganz verloren sein! Es währte indessen nicht lange, so hatte ich mich auch mit diesem Gedanken vertraut gemacht, und gerade die Gewißheit meines Ruins gab mir meine Geistesgegenwart wieder.

Das Bewußtsein, niemandem etwas schuldig zu sein, war mir eine große Beruhigung; der Krimkrieg hatte nämlich erst vor kurzem begonnen, die Handelsverhältnisse waren noch sehr unsicher, und ich hatte infolgedessen nur gegen bar gekauft. Ich durfte wohl erwarten, daß die Herren Schröder in London und Amsterdam mir Kredit gewähren würden, und so hatte ich die feste Zuversicht, daß es mir mit der Zeit gelingen werde, das Verlorene wieder zu ersetzen. Es war noch am Abend des nämlichen Tages: ich stand im Begriffe, meine Weiterreise nach Petersburg mit der Post anzutreten, und erzählte den übrigen Passagieren von meinem Mißgeschick, da fragte plötzlich einer der Umstehenden nach meinem Namen, und als er ihn vernommen hatte, rief er: „Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat! Ich bin der erste Kommis bei Meyer & Co. Unser Speicher war schon übervoll, als die Dampfer mit Schliemanns Waren anlangten, und so mußten wir rasch einen hölzernen Schuppen bauen, in dem sein ganzes Eigentum unversehrt geblieben ist.“ Ich stand einige Minuten sprachlos; schien es mir doch wie ein Traum und wie ganz unglaublich, daß ich allein aus dem allgemeinen Ruin unbeschädigt hervorgegangen sein sollte! Und doch war dem so. Meine so glücklich verschonten Waren verkaufte ich nun äußerst vorteilhaft, ließ den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel, Blei) und konnte so, indessen die Kapitalisten Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen und im Laufe eines Jahres mein Vermögen mehr als verdoppeln.

Ich hatte immer sehnlichst gewünscht, Griechisch lernen zu können; vor dem Krimkriege war es mir aber nicht ratsam erschienen, mich auf dieses Studium einzulassen, denn ich mußte fürchten, daß der



Kaufmännisches Leben in Altgriechenland

*König Arkesilas II. von Kyrene, unter Sonnensegel auf einem Schiffe sitzend, beaufsichtigt das Wiegen und Verladen des Silphion-Gewürzes
(Innenbild einer spartanischen Schale um 560 v. Chr.)*

Zauber der herrlichen Sprache mich gefangennehmen und meinen kaufmännischen Interessen entfremden möchte. Während des Krieges aber war ich mit Geschäften dermaßen überbürdet, daß ich nicht

einmal dazu kommen konnte, eine Zeitung, geschweige denn ein Buch zu lesen. Als aber im Januar 1856 die ersten Friedensnachrichten in Petersburg eintrafen, begab ich mich unverzüglich mit größtem Eifer an das neue Studium. Wieder befolgte ich meine alte Methode, und um mir in kurzer Zeit den Wortschatz anzueignen, was mir noch schwieriger vorkam als bei der russischen Sprache, verschaffte ich mir eine neugriechische Übersetzung von „Paul et Virginie“ und las sie, indem ich jedes Wort genau mit dem gleichbedeutenden des französischen Originals verglich.

Danach beschäftigte ich mich zwei Jahre lang ausschließlich mit der altgriechischen Literatur, und zwar las ich während dieser Zeit beinahe alle alten Klassiker kurzorisch durch, Homers Ilias und Odyssee aber mehrmals. Von der Grammatik erlernte ich nur die Deklinationen und die regelmäßigen und unregelmäßigen Verba; mit dem Studium der grammatischen Regeln aber verlor ich auch keinen Augenblick meiner kostbaren Zeit. Meiner Meinung nach kann man sich eine gründliche Kenntnis der griechischen Grammatik nur durch die Praxis aneignen, d. h. durch aufmerksames Lesen klassischer Prosa und durch Auswendiglernen von Musterstücken daraus. Indem ich diese höchst einfache Methode befolgte, lernte ich Altgriechisch wie eine lebende Sprache. So schreibe ich es denn auch ohne Schwierigkeit. Und kommt es vor, daß jemand in meinen griechischen Schriften Fehler entdecken will, so kann ich die Richtigkeit meiner Ausdrucksweise jedesmal dadurch beweisen, daß ich ihm Stellen aus den Klassikern rezitiere, in denen die von mir gebrauchten Formen oder Wendungen vorkommen.

Unterdessen nahmen meine kaufmännischen Geschäfte in Petersburg und Moskau einen stets günstigen Fortgang. Vom Mai bis Oktober 1860 belief sich der Wert der von mir importierten Waren auf nicht weniger als 10 Millionen Mark. Außer in Indigo und Olivenöl machte ich in den Jahren 1860 bis 1861 auch in Baumwolle sehr bedeutende Geschäfte, die durch den amerikanischen Bürgerkrieg und die Blockade der südstaatlichen Häfen begünstigt wurden und großen Gewinn gaben. Als die Baumwolle aber zu teuer wurde, gab ich sie auf und machte große Geschäfte in Tee, dessen Einfuhr auf dem Seeweg vom Mai 1862 an gestattet wurde. So sah ich mich gegen Ende des Jahres 1863 in den Stand gesetzt, den Idealen, die ich seit meiner Kindheit hegte, mich völlig hinzugeben. Mitten im Gewühl des geschäftlichen Lebens hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben. Wohl hing mein Herz jetzt am Gelde, aber nur, weil ich solches als Mittel zur Erreichung dieses meines großen Lebenszweckes betrachtete.